download unter www.zobodat.at

Ein Besuch bei den Papuas.

Von

Dr. med. Naumann.

Dass es heutzutage noch Menschen, ja ganze Völkerschaften giebt, welche in der Steinzeit leben und das Eisen noch nicht kennen, ist zwar nicht unbekannt. Dieselben leben aber in sehr entlegenen und verhältnissmässig schwer zugänglichen Erdstrichen und fangen dort bereits an, aus ihren merkwürdigen prähistorischen Zuständen durch den Andrang der Cultur hervorgeschoben zu werden. Gewiss ist es daher für den Freund der Naturwissenschaften von besonderem Interesse, von allen über solche Naturvölker gemachten Beobachtungen Notiz zu nehmen, und sei es mir gestattet, an diesem Orte über die Papuas aus eigener Anschauung Einiges mitzutheilen. Vor 6 Jahren besuchte nämlich das deutsche Kriegsschiff „Gazelle", auf welchem ich mich als Schiffsarzt befand, die Wohnsitze der Papuavölker, und wenn der Besuch auch nur ein flüchtiger war, so bot er doch vielfach Gelegenheit, Neues und Erwähnenswürdiges über Land und Leute dort kennen zu lernen.

Die Papua-Inseln, welche das Schiff anlief, waren: Neu-Guinea, und zwar die nordwestliche Halbinsel dieser grossen Insel; die Anachoreten-Inseln im Norden davon; Neu-Hannover, Neu-Irland und Neu-Britannien im Nordosten von Neu-Guinea, weiter im Südosten die Insel Bougainville aus der Gruppe der Salomons-Inseln, und endlich der Archipel der Fiji-Inseln.

Ausser genannten Inseln und Inselgruppen gehören noch zu dem papuanischen Gebiet namentlich die Santa-Cruz-Inseln und die Neu-Hebriden, sowie Neu-Caledonien. Es umfasst dasselbe somit ein zusammenhängendes Inselreich von Neu-Guinea im Nordwesten an bis zu den Fiji-Inseln und Neu-Caledonien im Südosten. Doch wohnen

download unter www.zobodat.at

noch einige Stämme zerstreut an den Wohnsitzen der benachbarten Racen, unter den Polynesiern und Malayen und werden dort als die Reste der ursprünglichen Bevölkerung angesehen.

Betrachten wir noch kurz die Wohnungsverhältnisse der Nachbaren der Papuas, so sehen wir im Westen von Neu-Guinea überall malayische Völker: auf den grossen und kleinen Sundainseln, den Molukken und Philippinen; im Norden und Osten vom Papuagebiet dagegen die den Malayen verwandten und der gleichen Race zugezählten mikronesischen und polynesischen Völker, erstere von den Palau-Inseln und Carolinen bis zu den Marshall- und Gilbert-Inseln wohnend; letztere, die Polynesier, von ihren Centren auf den Samoa- oder Schiffer-Inseln, den Tonga- oder Freundschafts-Inseln und von Tahiti und den Gesellschaftsinseln aus weit verbreitet über den Stillen Ocean bis zu den Sandwich-Inseln, der Osterinsel und Neu-Seeland. Im Süden von Neu-Guinea auf Neu-Holland sitzt die australische Race.

Noch einige Bemerkungen allgemeineren Inhalts über die Raçe der Papuas seien beigefügt.[1])

Den Namen Papua haben die Malayen gegeben, wegen des krausen Haares, das die Papuas auszeichnet; es bedeutet derselbe Krauskopf. Das Haar ist charakteristisch für die Race: es ist schwarz kraus und wächst meist eigenthümlich in Büscheln, das einzelne Haar ist bandartig abgeplattet. Die Nachbarracen, die malayo-polynesischen Völker, haben dagegen vorwiegeud schlichtes oder allenfalls gelocktes schwarzes, im Einzelnen walzenförmiges Haar; auch das Haar der Australier ist weniger platt, hat nicht die Neigung, büschelförmig zu wachsen und ist meist nur gelockt. Auch durch die Ueppigkeit des Haarwuchses zeichnen sich die Papuas vor ihren Nachbarn aus. Wie eine mächtige Perrücke umgiebt meistens das Kopfhaar ihr Haupt, und das Antlitz der Männer trägt einen kräftigen Vollbart.

Ihre Hautfarbe ist eine auffallend dunkle, daher ihr Inselreich früher auch das melanesische, das Inselreich der Schwarzen, genannt worden ist. Malayen und Polynesier haben durchschnittlich eine weit hellere Hautfarbe, als die Papuas. Diese sind dunkel-, ja schwarzbraun, zuweilen heller, rostbraunfarbig. Die spanischen Entdecker

---

[1]) Vergl. Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, die papuanische Race, sowie O. Peschel, Völkerkunde und Zeitschrift der Berl. Ges. für Erdkunde Jahrgang 1876 u. 77 und Zeitschrift für Ethnologie. 1876.

download unter www.zobodat.at

nannten sie lokal Negritos (Negerchen). Haar und Hautfarbe scheint sich in der That den Negern zu nähern. Allein die Haut der Papuas ist nicht glänzend, wie meist die Negerhaut, und der ganze Wuchs, die Schädel- und Gesichtsbildung anders als bei den Afrikanern. Ebenso eigenartig ist der Charakter, die Lebensweise und Gesittung und die Sprache der Papuas, wenn sie darin auch mehrfache Verwandtschaft mit den benachbarten Mikronesiern und Polynesiern zeigen.

Die gemessenen Schädel sind meist hohe Schmalschädel von mittlerer Länge. Das Gesicht hat etwas Wildes mit seiner stark vorspringenden Augenbrauengegend, der oft zurückweichenden Stirn, während die Kiefer vorspringend sind. Die breite und lange Nase zeigt an der Spitze und den Flügeln sehr häufig einen charakteristischen jüdischen Zuschnitt.

Als Kleidung tragen diese Menschen, soweit sie noch nicht von den Nachbarn beeinflusst sind, höchstens einen Lendenschurz oder Fransengürtel, manche Stämme gehen gänzlich unbekleidet, wie es nur bei wenigen Völkern der Erde vorkommt. Tapatuch, wie es sich die Polynesier geschickt aus Baumrinde zu verfertigen verstehen, bereiten sie sich nur an den Grenzgebieten ihres Reiches. Dagegen haben sie mannigfachen Schmuck, wie Ringe, Pflöcke, Schnüre, Kettchen, an Nase und Ohren, um Hals und Hüften, an Armen und Beinen. Dergleichen Dinge wissen sie geschickt in oft recht zierlicher Form aus Bast, Rohr, Muscheln, Schildpatt, Knochen, Zähnen u. s. w. herzustellen. Ihre Haut tättowiren sie nur ausnahmsweise wie es allgemein Sitte ist bei den polynesischen Völkern, sondern pflegen sich in roher Weise das Gesicht und die Haare zu bemalen oder sich Narben an verschiedenen Körperstellen, namentlich an den Schultern, einzubrennen, was Alles sie sehr entstellt.

Die Papuas ziehen nicht umher, wie die hauptsächlich von der Jagd lebenden Völker der australischen Wüsteneien, oder wie die nomadisirenden Horden der asiatischen Steppen, sondern haben — wenigstens in der Regel — feste Wohnsitze, ähnlich den Malayen und Polynesiern. Sie bauen ihre einfachen Hütten aus Holz und Blätterwerk vielfach auf Pfahlgerüsten und bearbeiten den Boden, den sie den düstern Wäldern ihrer Heimath mit grosser Mühe abgewonnen haben. So geben ihnen die Früchte ihres Ackers und mannigfache z. Th. von ihnen cultivirte Fruchtbäume Nahrung, daneben leben sie auch von Seethieren, besonders vom Ertrag des Fischfangs, den sie mit Netzen, Angeln, Reusen, Speeren u. dgl. Fanggeräthen

download unter www.zobodat.at

betreiben. Denn sie sind ganz tüchtige Fischer und Seefahrer. Durch die Ausübung des Ackerbaues stehen sie weit über den Australiern. Dagegen kennen sie die Viehzucht nicht, wie die Neger Afrikas oder die Hirtenvölker Asiens; es sind als Hausthiere bei ihnen das Schwein, das Huhn und der Hund, aber nur spärlich, vertreten.

Als Material ihrer Werkzeuge und Waffen dienen Holz, Knochen, Muscheln, Schnecken, Schildpatt, Steine; die Steine und Muscheln werden zuweilen mit Bastschnur an hölzernen Stielen befestigt und als Hacken oder Hämmer gebraucht; die Steine werden nicht durchbohrt. Metalle, namentlich das Eisen, kennt ein grosser Theil dieser Naturvölker noch nicht.

Die charakteristischen Waffen der Papuas sind Pfeil und Bogen, wie solche Polynesier und Australier gar nicht und die Malayen nur ausnahmsweise führen. Nur ein kleiner Theil der Papuavölker geht den Polynesiern gleich allein mit Speer und Keule bewaffnet.

Die Papuas haben sich mit Ausnahme der Fiji-Insulaner, soweit bekannt, nirgends zu grösseren Gemeinschaften geeinigt; die einzelnen Stämme mit Häuptlingen von geringem Einfluss an ihrer Spitze befehden einander unaufhörlich.

Da sie auch vielfach feindselig aufgetreten sind gegen die Weissen, und Seefahrer, Kaufleute und Missionäre oft ihrer Wildheit und Tücke zum Opfer gefallen sind; da sie ausserdem als Kannibalen bekannt sind, so kann es nicht Wunder nehmen, dass ihr Ruf bei uns ein ungünstiger ist. Dem Fremden zeigt sich auch im friedlichen Verkehr ihr Benehmen nicht gerade in vortheilhaftem Lichte, denn sie fallen durch ein lärmendes, geschwätziges Wesen auf — sehr im Gegensatz zu den ernsten verschlossenen Malayen — und verrathen oft ihre ungezügelte Habgier; in einigen Gegenden sind sie als abgefeimte Diebe berüchtigt. Näher mit ihren Sitten vertraut gewordene Personen rühmen aber ein inniges Familienverhältniss bei ihnen und ihre Sittsamkeit, woran es bekanntlich die begabten Bewohner Polynesiens zu ihrem Unglück so sehr haben fehlen lassen. Auch darf von den Vertretern civilisirter Nationen, welche jene sogenannten Wilden anschuldigen, nicht vergessen werden, dass abscheuliche seitens der Weissen verübte Gewaltthätigkeiten vielfach die Rache der misshandelten Insulaner herausgefordert haben. Es ist dort bis in die neueste Zeit Menschenhandel getrieben worden, um Arbeiter für die aufblühenden australischen Kolonieen zu erlangen, und dabei mit ebensoviel Grausamkeit verfahren worden, als früher bei dem Sklavenhandel zwischen Afrika und Amerika. Vielfach sind die Insulaner

download unter www.zobodat.at

durch Gewalt und Hinterlist ihrer Heimath entführt worden. Auch um das kostbare Sandelholz, das auf jenen Inseln wächst, zu gewinnen, sind früher Gewaltthätigkeiten von gewissenlosen Händlern verübt worden. Jetzt hat freilich die englische Kolonialregierung die Arbeiterfrage in ihrem Bereich geregelt, und alle Ausschreitungen bei dem Miethen von Arbeitern sind verboten worden. Aber die an der Menschlichkeit begangenen Frevel sind nicht so schnell in dem Gedächtniss der Beleidigten auszulöschen, und Unschuldige, wie eifrige Missionäre und als Wächter für die Gesetze entsendete humane Seeleute, sind zweifellos zuweilen als Opfer der Rache der Wilden getödtet worden. So im letzten Jahrzehnt die hervorragenden Engländer: Bischof Patteson und Kommodore Goodenough.

Von den nur unvollkommen bekannten Sprachen und den religiösen Vorstellungen der Papuas sei nur noch kurz erwähnt, dass sie in beiden Verwandtschaft mit den Polynesiern, aber auch selbstständige Entwickelung zeigen. Ihre Religion ist weit entfernt von dem niederen Fetischdienst der Afrikaner; verehren sie doch ihre Götter als geistige Wesen; wenn sie gewisse Felsen oder Bäume, oder die Nebelwolken für heilig halten, so denken sie sich, dass sich die Gottheiten darauf herablassen. Dabei haben sie jedoch eine Art Hausgötzen und Ahnendienst.

Begleiten wir nun die „Gazelle" ein wenig auf ihrer Reise, die uns zunächst in die schwüle wasserdampfreiche Atmosphäre führe, in welche die Insel Neu-Guinea getaucht ist. Das Schiff verweilte hier nur wenige Tage, im Nordwesten der Insel, am Eingange des grossen von dem englischen Seefahrer Mac Cluer entdeckten und nach demselben benannten Golfes in einem Hafen an der Südseite desselben, der Segaar-Bay.

Aus einiger Entfernung betrachtet, schien das Land dort ganz unbewohnt zu sein: Hügel, Berge, selbst kleine Felsen im Wasser waren dicht bewaldet, und schwere Wolken lagerten über düstern Gebirgswäldern im Hintergrund der Landschaft. Nahe herangekommen konnte man aber an einigen Punkten menschliche Niederlassungen unterscheiden. Dieselben lagen zuweilen freier auf dem schmalen gelbsandigen Strande, meistens aber mehr versteckt zwischen den Felsen im Wasser oder in der Tiefe kleiner Buchten. Es waren überall Pfahlbauten. — Wir besuchten unbehindert mehrere Pfahldörfer in der Segaarbay und den benachbarten Gegenden. In der Regel erhoben sich einige Hütten auf einem gemeinsamen Pfahlrost, auf welchen man vom Boote aus auf einem eingekerbten Baumstamm

download unter www.zobodat.at

etwa mannshoch, nicht gerade sehr bequem, hinaufstieg; zuweilen lagen auch die Wohnungen getrennt auf Pfahlwerk. Durch ebenfalls auf Pfählen ruhende Gänge waren dieselben unter einander und mit dem Lande verbunden. Zu dem oft felsigen oder sumpfigen Ufer führte ein schmaler Steg, der zuweilen ziemlich lang sein musste, um die Verbindung herzustellen. Eins der Dörfer lag sogar ohne solche Brücke nur zu Wasser erreichbar inmitten einer kleinen Bucht. Von der Seeseite her war der Zugang zu diesen Dörfern oder Campongs, wie sie dort malayisch heissen, durch einen Zaun von Pfählen abgesperrt; eine leicht verlegbare Lücke in demselben gestattete aber den Canoes der Bewohner eine bequeme Durchfahrt. Muscheln, Palmzweige, oder auch Vogelskelette waren den das Thor bildenden Pfählen aufgesteckt. Von der Landseite her sind die Niederlassungen durch die Natur des Terrains vor feindlichen Ueberfällen einigermassen sicher gestellt, zuweilen ist der Strand dort noch durch niedere Mauern abgesperrt. Die ganze Art der Anlage weist darauf hin, dass dieselbe hauptsächlich der besseren Vertheidigung wegen veranlasst worden ist. Auch scheint die Natur dort den Menschen zu Bauten im Wasser aufzufordern, denn auf festem Lande sich sein Haus zu bauen, am Ufer der nahrungspendenden See, das wird ihm erschwert durch die meist steilen felsigen urwaldbedeckten Höhen des Ufers oder durch sumpfige, auch dicht mit Wald bewachsene Niederungen.

Hatte man nun ein solches Pfahlwerk erklettert, so stand man bei ein paar Hütten von kaum doppelter Manneshöhe, die über einer Unterlage von Astwerk, Bambusstäben und dergl. errichtet waren Sie sahen von Aussen und Innen nach unseren Begriffen einfach. genug aus. Die Form war viereckig mit Giebeldach, ein Stangengerüst mit Palmblättern gedeckt und die Wände mit Blättern und Rinde ausgefüllt; [der Fussboden der Hütte aber war sorgfältig mit Matten belegt. Eine Scheidewand trennte ein grösseres Gemach von einem kleineren ab, in diesem befand sich der Feuerraum, Fenster fehlten, das Licht fiel durch die Thür ein. Dieser gegenüber von einer Art Gerüst herab grinsten einige Schädel und roh geschnitzte Holzbüsten den Eintretenden an. Das waren verehrte Gegenstände, eine Art Penaten, Korwor genannt, von welchen sich die Besitzer nicht trennen wollten. Daneben standen irdene Töpfe von roher, rundlicher Form von eigener Arbeit — eine Töpferei war in der Nähe — und eine Art Trommel aus Bambus mit Fischhaut überspannt. Waffen und Fischspeere waren unter dem Dache aufbewahrt, Speere,

download unter www.zobodat.at

Bogen, mit Sehne aus Bast, und Pfeile waren aus Holz, die letzteren zuweilen mit Knochenspitzen und zwar aus Kasuarknochen. Matten und Körbe bildeten den weiteren Hausrath.

Soweit waren die Verhältnisse noch ursprüngliche. Daneben aber fanden sich hier überall die Zeichen des Verkehrs mit den westlichen Nachbaren. Der Handel von den Molukken aus hat sich an viele Orte der westlichen Küsten Neu-Guineas erstreckt, und Feuerschlossgewehre, Baumwollenzeuge und malayische Kleidung waren bei den Häuptlingen der Campongs zu sehen. Auch die malayische Sprache wurde vielfach verstanden. Ja der Sultan von Tidore auf den Molukken betrachtet diesen Theil von Neu-Guinea als ihm tributpflichtig, und seine Flotten haben dorthin häufig Raubzüge gemacht, Abgaben erpresst und die Küstendörfer geplündert und gebrandschatzt. Neben den einheimischen Rajahs befanden sich in der äussern Mac Cluer Bay Agenten des Sultans unter dem Titel Mayor — der Name Mayor deutet hier auf holländischen Einfluss —, sie waren durch schlichtes Haar, feinere Gesichtszüge, hellere Hautfarbe, durch den vollkommenen malayischen Anzug vor den Eingebornen ausgezeichnet und als Malayen leicht kenntlich.

Der Tribut und die Handelsgegenstände jener Gegenden sind Paradiesvögel, Trepang oder Holothurien, jene Leckerbissen der Chinesen, Schildpatt und eine arzneilich im Osten geschätzte Rinde. Paradiesvögel waren damals nur einzelne in Gefangenschaft zu sehen oder Bälge davon; für einen lebenden verlangte man einmal ein Fass Pulver von uns, ein anderes Mal ein Goldstück. Ein Paar Meilen weiter im Innern des Golfes aber gab man den Balg der Paradisea apoda — wie er gewöhnlich in den Handel kommt, ohne Füsse und mit verschnittenen Schwingen — für eine Kleinigkeit her.

Ganz über diese Aussenposten der Civilisation hinaus kamen die Theilnehmer einer Expedition, welche mit Hülfe des kleinen Dampfbeibootes der „Gazelle“ in das Innere der Mac Cluer-Bay zu Vermessungszwecken unternommen wurde. Wir waren dabei nach zweitägiger Fahrt in den hintersten Theil der grossen Bucht gekommen, trafen aber daselbst auf einer grossen Strecke keine Menschenspuren an. Ein tiefer Wasserarm führte weiter nach dem Innern zu; die Ufer waren auf der einen Seite flach und sumpfig, mit Wurzelbäumen bewachsen und mit der fiederblätterigen sonderbaren stammlosen Nipa-Palme gesäumt, deren kopfgrosse Früchte an ihren kurzen Stielen gerade aus dem Wasser emporzuwachsen schienen; auf der anderen Seite stiegen waldbedeckte Höhen empor. Man hatte ver-

download unter www.zobodat.at

sucht, einen dieser Hügel zu ersteigen, an dessen Fuss die Boote genächtigt hatten, bei anhaltendem Concert von Cicaden und vielfachem Gekreisch von Vögeln, und nicht ohne Belästigung der Insassen durch eine winzige, aber sehr empfindlich stechende Mücke und durch einen tropischen Regenguss. Man hoffte, vom Gipfel der Höhe aus einen Ueberblick über die Gegend zu gewinnen. Die Besteigung gelang auch ohne besondere Schwierigkeiten. Denn nachdem einmal das Dickicht des Waldsaumes durchbrochen war, hemmten nur spärliches Unterholz, und hie und da umgestürzte Stämme, auf und an welchen zierliche Farnkräuter und Bärlappgewächse (Selaginella) wuchsen, einigermassen das Vordringen im düstern Hochwald. Aber eine Aussicht hatte sich nicht eröffnet. Man hatte sich für die gehabte vergebliche Mühe zu entschädigen gesucht durch die Jagd auf bunte Papagaien, weisse Kakadus, die hoch oben in den Wipfeln lärmten, auf grüne Tauben und Glanzstaare, und auf prachtvolle, an lichteren Stellen wie auch im Waldesdunkel gaukelnde Schmetterlinge. Auch giftige Tausendfüsse und Skorpione waren bemerkt worden und grosse Mengen von Ameisen, sowie eine kleine Baumschlange, und unten am Wasser hatte das Spiel von auf dem Trockenen über den Schlamm dahin huschenden Fischen ergötzt. — Raubthiere hatten wir in Neu-Guinea auf dem Lande nicht zu fürchten, und im Wasser höchstens das Krokodil als dem Menschen gefährlich, Affen und grössere Säugethiere, das Schwein ausgenommen, fehlen dort ebenso. — Bei der Weiterfahrt wurde das Auge immer wieder entzückt von dem prächtigen Anblick, den die mit einer herrlichen Vegetation bedeckten Hügel und Berge des einen Ufers gewährten; Schlinggewächse, hier mit einer Fülle scharlachrother Blumen beladen, schienen die Wipfel der Bäume und den Wald zu einem einzigen Riesenbouquet zu vereinigen. Solche Blüthenmengen sieht man in den Tropen selten. Aus den Schluchten stiegen Nebel auf trotz der Mittagshitze, den hohen Wasserdampfgehalt der warmen Atmosphäre verrathend. In solchen Nebeln, wird berichtet, glauben Neu-Guinea's Eingeborene ihren guten Geist Narvojé sichtbar werdend. Endlich wurden Spuren von Menschen bemerkt, nämlich in dem Eingange eines kleinen Wasserlaufes eine Art Fischreuse. Kurz darauf aber befand man sich bei einer Krümmung des Wasserweges plötzlich dicht vor einer kleinen Niederlassung der Wilden. In einer Lichtung des Sumpfwaldes erhoben sich auf sehr hohem Pfahlgerüste einige dachförmige niedrige Hütten.

Sobald von dort die Boote bemerkt waren, wurde die Ruhe,

download unter www.zobodat.at

welcher sich die Bewohner des Campongs in der Schwüle der ersten Nachmittagsstunden hingegeben zu haben schienen, in aufregender Weise unterbrochen. Lautes Geschrei und Geheul erschallte. Auf dumpf-, aber lautschallenden Muschelhörnern (Trompetenschnecken) wurden Alarmsignale geblasen und in der Ferne beantwortet, und aus den dachlukengleichen Thüröffnungen der Hütten stürzten, mit affenartiger Geschwindigkeit, etwa ein halbes Dutzend fast schwarzer bärtiger Männer mit mächtigen Haarkronen die Baumstammtreppen hinunter zu den Canoes, davon einige innerhalb eines Pfahlgürtels vor den Hütten im Wasser lagen. Einer der Wilden schoss alsbald von grossem Bogen Pfeile gegen uns ab, und schwirrend flogen einige der gefährlichen Geschosse über unsere Köpfe. Die anderen Männer geberdeten sich lebhaft drohend. Von unseren ein wenig zurückweichenden Booten aus suchte man indessen die Aufregung der Papuas durch Winken mit bunten Tüchern zu beschwichtigen und dieselben auf den Vortheil friedlichen Verkehres aufmerksam zu machen. Es gelang dies auch allmählich und nach nicht langer Zeit war ihr Misstrauen, wahrscheinlich durch den neuen Anblick weisser Männer hervorgerufen, ziemlich überwunden und die kriegerische Scene in einen friedlichen Markt verwandelt worden. Es begann ein Tauschhandel, der durch das Hinzukommen von etwa einem Dutzend Canoes mit einigen zwanzig Männern und auch ein paar Frauen von weiterher immer lebhafter wurde. Mit gieriger Hast griffen die Wilden nach Allem, was ihnen vor Augen kam. Papierstückchen z. B., auf welchen man ihnen gewünschte Gegenstände veranschaulichen wollte, rissen sie uns aus den Händen. Sie gaben ihre Waffen: Bogen und Pfeile, Köcher aus Bambusrohr, Speere mit Kasuarknochenspitzen oder ganz von Holz, Keulen aus hartem Holz, eine mit Beutelthierhaut überspannte Trommel aus Bambus; ihren Schmuck, wie Armringe aus Schweinshauern, Halsketten aus bunten Bohnen, Ohrringe aus Flechtwerk, zweizinkige Kämme aus Bambusrohr u. dergl. Von Metallen, resp. Eisen, wurde bei ihnen keine Spur bemerkt, dagegen tauschten sie sich Messer und Beile gern ein, auch zeigten einige Stücke Baumwollenstoffs in dem Gebrauch der Frauen, dass sie nicht ausser Verkehr mit auswärts waren, wenn auch nicht in unmittelbarer Verbindung mit civilisirten Völkern.

Leider verstattete die Kürze der Zeit nur diese flüchtige Zusammenkunft mit den Eingeborenen des Inneren Neu-Guinea's. Die Ansiedelung betraten wir nicht. Vielleicht war es auch nicht rath-

download unter www.zobodat.at

sam, die Boote zu verlassen. Vom Schiffe befanden sich dieselben doch über 25 deutsche Meilen entfernt.

Die Physiognomie jener Wilden war übrigens nicht abstossend, nur an den Anblick der mächtigen Haarperrücke hatte man sich zu gewöhnen. Ihre Stirn erschien gut entwickelt, die Nase im Profil nicht unschön, zuweilen fast römisch, breit und plump war nur die Nasenflügelgegend, die Flügel wie die Scheidewand der Nase und die Ohrläppchen waren durchbohrt, doch wurde an der Nase kein Schmuck bemerkt. Die Männer erschienen kräftig, von mittlerem Wuchse, einige waren mit Hautkrankheiten behaftet.

Häufiger und längere Zeit als auf Neu-Guinea, verkehrten wir auf den Inseln Neu-Hannover, Neu-Irland und Neu-Britannien mit den Papuas.

Wir kamen dort zu Stämmen, welche in ihrem physischen Verhalten einige Abweichungen boten von den Eingeborenen Neu-Guineas und überhaupt von den meisten Papuavölkern. Sie waren durchgehends heller gefärbt, von der Farbe rostigen Eisens, und nicht dunkelchokoladenfarben wie die Neu-Guineer, die wir gesehen hatten. Ihr Haar war zwar typisch-papuanisch kraus und büschelförmig wachsend, wurde aber bei weitem nicht so lang getragen, als wir es in Neu-Guinea gesehen hatten. Auffallend war es auch, dass hier die Bewaffnung nicht papuanisch, sondern polynesisch war, d. h. nicht in Bogen und Pfeilen, sondern in Keulen und Wurfspeeren bestand.

Von der Kultur zeigten sich diese Völker nur sehr wenig beeinflusst. Sie haben an vielen Orten noch gar keinen Verkehr mit anderen Völkern. Nur an einzelnen Punkten sind eiserne Geräthschaften, einige Beile, in Gebrauch oder werden vielmehr nur als seltene Schaustücke von den Besitzern gezeigt. Die eigenthümlichen Werkzeuge sind dort Hacken aus knieförmig gebogenen Aststücken, an welche keil- oder hohlmeisselförmige Steine oder auch Muscheln mit Bastbändern befestigt sind, für den Ackerbau und zum Schiffsbau (zum Ausglätten der Baumstämme nach dem Ausbrennen derselben), spitze Holzstäbe zum Umgraben des Bodens, Meissel und Hämmer aus Steinen oder Muscheln; zum Stechen, Schneiden und Schaben benutzt man Muschelschaben und Splitter davon, Knochen und auch Schildpatt.

Unser Verkehr mit diesen Insulanern war in der Nähe des Schiffes, mit einer einzigen Ausnahme, ein friedlicher; dagegen wurden einzelne Boote des Schiffes auf Expeditionen mehrmals von den Wilden feindlich angefallen, das Motiv dazu schien Habsucht zu sein.

Beim Schiffe eröffnete sich gewöhnlich ein interessantes Schau-

download unter www.zobodat.at

spiel, sobald dasselbe in der Nähe des Landes vor Anker ging; nicht selten lag es dann ganz nahe dem Lande in einem kleinen durch ein Korallenriff von der Seeseite bis auf eine schmale Durchfahrt abgesperrten Bassin der Mündung eines Baches oder Flüsschens gegenüber. Die Eingeborenen kamen in grosser Anzahl bis zu Hunderten in ihren Canoes an das grosse Schiff heran. Auf das lebhafteste schreiend, lachend und gestikulirend suchten sie sich an die Seite der Gazelle an das Schiffsboot heranzudrängen, von welchem aus der Tauschhandel stattzufinden pflegte. Scheu und zurückhaltend zeigten sich die Insulaner nur an wenigen Plätzen, aber an Bord des Schiffes wagten sich nur ein paar Mal Einzelne; es geschah nur an der Küste von Neu-Irland.

Als Typus seiner Landsleute kann ein junger Neu-Irländer gelten, der unter dem Beifall derselben das Wagestück, unser Schiff zu besteigen, einige Male ausführte. Es war ein ungefähr zwanzigjähriger Jüngling von mittlerer Grösse, schlankem Wuchs und verhältnissmässig schwach entwickelten Beinen. Ueberhaupt waren auch die muskulösesten unter diesen Wilden grazil gebaut zu nennen, unseren etwa zum Baden entkleideten kräftigen Matrosen gegenüber, und Wohlbeleibtheit zeigten sie nur selten. Die Hautfarbe des jungen Neu-Irländers war rostbraun; mannigfacher Schmuck vertrat die Stelle der gänzlich fehlenden Bekleidung. In der Nasenscheidewand steckte ein Muschelstäbchen, Ohrringe aus Bast hatten die Ohrläppchen ausgeweitet. Besser gefallen konnte eine aus einer weissen Muschel geschliffene Scheibe, mit einem zierlichen braunen kleinen Rade, aus Schildpatt geschnitzt, belegt, die er an einer Halsschnur auf der Brust trug. Recht eitel war der junge Mann auf seine unserem Geschmack wenig zusagende Frisur: das krause Haar war in Absätzen verschnitten, ein höherer Wulst lief mitten über den Scheitel vom Nacken zur Stirn, wie die Raupe eines bayrischen Helmes; das Haar war obenein mit Kalk weiss gefärbt und stand dadurch in widrigem Gegensatz zu dem dunklen Gesicht. Auf die Haartracht verwandten alle diese Wilden viel Mühe; sie verschnitten das Haar verschiedenartig und färbten es gelb, weiss oder roth; bei den Männern vollendeten häufig einige aufgesteckte bunte Federn den Kopfputz. Der erwähnte muthige Neu-Irländer zeigte auf unserem Schiffe viel Unruhe; er war stets in Bewegung, auch beim Stehen wiegte er sich mit einwärts gestellten Fussspitzen und leicht gekrümmten Knieen hin und her. Sein Blick war unstät. Natürlicher Weise musste ihn der Anblick so vieler neuer Gegenstände auf dem grossen Schiff der weissen Männer in Verwirrung setzen. Sein Bild im Spiegel betrach-

download unter www.zobodat.at

tete er mit komischem Erstaunen und betastete dabei das ihm wunderbare Glas. Seine Freude war besonders gross, als er einen Topf mit rother Farbe bemerkt hatte, und seinem Wunsche, damit bemalt zu werden, von Matrosen bereitwillig nachgekommen wurde. Vor Freuden schlug er sich da mit der flachen Hand wiederholt an die Hüften und ein bewunderndes ui ui seiner Landsleute empfing ihn, als er das Schiff verliess. Um der allgemeinen Heiterkeit die Krone aufzusetzen, bemühten sich seine Landsleute, von der schönen rothen Farbe am Körper ihres Kameraden auch etwas zu bekommen, davon abzuwischen und sich damit zu beschmieren. Die zinnoberrothe Malerfarbe vom Schiff sah allerdings prächtiger aus, als die mit Ockererde ausgeführte Bemalung der Wilden. Oskar, wie der Matrosenwitz den Neu-Irländer nannte, kam noch einige Male an Bord und fühlte sich dort allmählich behaglicher. Einmal führte er da einen Tanz auf, der allerdings nur in einem Vor- und Rückwärtsschreiten oder Tänzeln bestand, wobei er eine Blume zwischen den Fingern drehte und eine Art Melodie summte. Man versuchte, Wörter seiner Sprache zu sammeln. Er zählte mit Hülfe der Finger zu fünfen. Das Wort für die Zahl fünf heisst bei den meisten Papuastämmen ähnlich und bedeutet auch Hand.

Im Tauschverkehr lernte man indessen ausser Waffen auch die Nahrungsmittel und allerei Kunstprodukte der Wilden kennen. Da wurden kartoffelähnliche und fast ebenso wohlschmeckende Knollen der essbaren Pfeilwurz (Taro), und andere ähnlich schmeckende Erdknollen herbeigebracht, dann ganz appetitlich gebratene und sauber in Bananenblätter gewickelte Fische, zuweilen auch lebende Schweine von der dunkelen kleinen Papuarace, Hühner und Eier. Am reichlichsten gab es diese auf unserem Schiffe sehr begehrten Dinge auf Neu-Britannien, in der von Europäern verhältnissmässig oft besuchten Blanche-Bay. Hier wurden auch Eier des Tallegalla-Huhnes und eines Casuar eingetauscht. Kokosnüsse, Bananen und Zuckerrohr gab es überall.

Morgens kamen die Papuas selten vor 9 Uhr zum Verkehr herbei, sie hatten vorher gefrühstückt und auch Toilette gemacht, denn ihr Haar war jedesmal frisch gepudert und die Bemalung des Gesichtes neu ausgebessert. Nachmittags pflegten sie um 4 Uhr die Hauptmahlzeit zu halten; dann wurde der Tauschverkehr unterbrochen, die Canoes zogen sich zurück und ihre braunen Insassen sah man emsig beschäftigt, die vom Lande mitgenommenen Kokosnüsse auszutrinken und das ölreiche Fleisch derselben mittelst eines löffelartigen Knochens oder Holzstieles auszuschaben und zu verzehren.

download unter www.zobodat.at

Das Merkwürdigste, was die Wilden herbeibrachten, waren ihre Masken, Gesichtsmasken sowohl wie Hauben für den ganzen Kopf, wie ein alter Ritterhelm. Dieselben waren aus Holz geschnitzt, weiss, schwarz und roth bemalt und mit Perrücken geschmückt, nach der Art der eigenen Haartracht, aber in der Regel aus Pflanzenfasern gefertigt. Als Augen waren die augenähnlichen Deckel einer Schnecke eingesetzt. Zuweilen zeigten diese Masken auffallender Weise ein ganz edles, nahezu griechisches Profil. Man gebrauchte sie, soviel zu erkunden war, bei kriegerischen und religiösen Tänzen und hielt sie dabei über den Kopf empor oder vor das Gesicht. Von nicht weniger Kunstfertigkeit zeugten einige aus Holz geschnitzte Verzierungen, die sich neben den Masken an einem tempelartigen Gebäude aufgestellt fanden und Schlangen, Eidechsen, Vögel in allerlei phantastischen Verschlingungen darstellten. Bedenkt man die Rohheit der Werkzeuge der Insulaner, so müssen diese ihre Kunstleistungen in Erstaunen setzen. Auch die Waffen, namentlich Keulen und Lanzenschafte, zeigten hübsches Schnitzwerk und Malerei. Manche Lanzen waren noch mit bunten Federbüschen verziert oder mit einem menschlichen Oberarmbein beschwert; einmal war ein solches naturgetreu aus Holz nachgebildet. Sauber geschnitzte Holzfiguren waren nicht selten den Bootsschnäbeln aufgesetzt.

Die Boote selbst waren von verschiedener Grösse und Bauart: die gewöhnlichen waren alle Canoes, ausgehöhlte Baumstämme; manche, die aus schneeweissem leichtem Holz gefertigt waren, sahen recht zierlich aus. Grössere, aus einem Kielstück, Vorder- und Hintertheil und Seitenplanken zusammengesetzte und mit Harz verpichte Boote sahen wir auch hie und da, sie dienen zum Kriege und zu grösseren Seereisen. Dieselben konnten wenigstens zwanzig Personen fassen. Alle Boote hatten sogenannte Auslieger, d. h. mit dem Boote verbundene im Wasser schwimmende Balken an der einen oder auch an beiden Seiten, welche die Stabilität der Boote erhöhten. Deshalb wagten sich die Insulaner, auch in ihren kleinsten nur 1—6 Personen fassenden Canoes weit in die See und kamen dort zu unserem Schiffe hin, wo kaum mehr das hohe Land zu sehen war.

Wie vertraut diese Papuas mit dem Wasser waren, zeigten sie auch beim Tauschverkehr. Einige Boote wurden eingetauscht; die Insassen sprangen einfach über Bord und hoben das leichte Fahrzeug empor, um es hinzugeben. Nachher stiegen sie zu ihren Genossen in ein anderes Boot oder schwammen ans Land. Ebenso wenig Umstände machten Einzelne, die durch das Gedränge der Canoes hindurch nicht

download unter www.zobodat.at

an das Schiff gelangen konnten, dort einen erwünschten Gegenstand einzuhandeln; sie sprangen mit ihrem Tauschobjekt kopfüber ins Wasser und schwammen unter den Canoes ihrer Landsleute hin an das Schiff heran.

Der begehrteste Artikel der Einwohner von Neu-Hannover und Neu-Irland war rothes Baumwollenzeug; wurde davon ein grösseres Stück entfaltet, so entstand jedesmal Geschrei, das Staunen ausdrückte. Man sah diese Waare später hie und da bei den Frauen als Schmuckstück verwendet. Auf Neu-Britannien legte man mehr Werth auf nützlichere Gegenstände, und Beile und Messer kamen dort hauptsächlich zum Austausch. Auch leere Flaschen schätzten die Wilden sehr und fischten sie mit lärmendem Dankes-Geschrei auf, wenn sie ihnen in grösseren Mengen ins Wasser zugeworfen wurden.

Die Wohnungen aller dieser Insulaner waren sehr verschieden von denjenigen auf Neu-Guinea. Nirgends gab es hier Pfahlbauten. Oft überraschte das freundliche Aussehen der Niederlassungen. Die Hütten waren auf sauber gehaltenen mit weissem Corallensand bestreuten Plätzen errichtet und von Kokospalmen und mannigfachen anderen Fruchtbäumen umgeben und beschattet. Die einzelnen Gärten waren oft von kleinen aus Korallenblöcken zusammengesetzten Mauern begrenzt. Die Wohnungen selbst waren meist einfache rechteckige Gebäude, aus Balken oder Stangengerüst, von doppelter Manneshöhe und bis zu etwa 20 Schritten Länge, mit Palmblättern u. dergl. gedeckt und dicht gemacht. Alles wurde sorgfältig rein gehalten; eine von einem Matrosen in einem solchen Garten hingeworfene Fruchtschale z. B. hob ein Insulaner sofort auf und warf sie ins nahe Dickicht. Man gewahrte hier Tugenden, die man bei solchen nackten Wilden kaum zu finden glaubte: Ordnung, Reinlichkeit und den Begriff von Eigenthum.

Weiterhin dehnten sich zuweilen grössere sorgfältig bearbeitete Tarofelder aus, an manchen Orten auch Bananen- und Zuckerrohranpflanzungen. Schon von weitem konnte man sehen, namentlich auf Neu-Irland, wie der Mensch im Kampfe mit der mächtigen Vegetation siegreich vordrang, Rauchsäulen und braune Flecke zeigten, wo Wald abgebrannt wurde, und das hellere saftige Grün der angebauten Gewächse bildete oft einen angenehmen schon aus der Ferne bemerkbaren Gegensatz zu dem dunkelen Grün der Wälder. Aus grösserer Entfernung betrachtet, schienen jedoch die Inseln Neu-Irland und Neu-Hannover je ein einziger zusammenhängender Bergwald zu

download unter www.zobodat.at

sein. Neu-Irland erstreckt sich so über 100 Seemeilen, gleich 25 geographischen Meilen. Neu-Hannovers etwa ein Viertel so langer Höhenrücken erhebt sich bis zu etwa 800 Meter, die Waldberge Neu-Irlands aber mögen bis zu doppelter Höhe ansteigen, eine Waldkuppe thürmt sich über der anderen hinan auf der südöstlichen Hälfte der Insel. Die Bevölkerung scheint nichtsdestoweniger eine ziemlich dichte zu sein, namentlich an der Küste, und mag schon auf dem kleinen Neu-Hannover nach Tausenden (10,000?) zählen.

An dem höchsten Ende, also dem südöstlichen, von Neu-Irland liegt der Carterethafen, welchen der englische Seefahrer Carteret vor 100 Jahren zuerst besucht hat. Der von demselben Seefahrer entdeckte und benannte St. Georgs-Kanal trennt hier Neu-Irland von Neu-Britannien. Die hohen Berge und Vulkane dieser Insel sind von Neu-Irland aus bei klarem Wetter gut sichtbar. Der Carteret-Hafen wird von Zeit zu Zeit seines guten Trinkwassers wegen von Schiffen angelaufen. Auch die „Gazelle" besuchte ihn. Kurz nach unserer Ankunft in dem von dichtbewaldeten Bergen umgebenen Hafen kamen ein paar Wilde in Canoes. Zu unserer Ueberraschung sprach der Eine derselben einige Worte gebrochenes Englisch, nannte sich König Balik und erbot sich, uns den Ort zu zeigen, wo das süsse Wasser zu holen war. Derselbe lag im Grunde einer Ausbuchtung des Hafens in einiger Entfernung; ein starker Sprudel klaren Trinkwassers entquoll dem Kalkfelsen unter dem das Ufer säumenden Dickicht. Während des Einfüllens des Wassers in die Wasserbehälter der Boote war die tropische Nacht rasch hereingebrochen. Da zeigte der Wilde Furcht vor dem schwarzen Walde; ob er feindliche Menschen fürchtete, ob die vom Verstande ungezügelte Phantasie des Naturmenschen böse Geister in den Schatten der Nacht scheute, blieb unentschieden. Auf der Rückfahrt zum Schiffe kam unser Boot an Baliks Dorf vorüber. Als seine Ruderschläge am Land vernommen wurden, entstand dort Geschrei und Geheul, und die Eingeborenen sah man mit Fackeln hin und her rennen. Baliks Zuruf beruhigte aber seine Landsleute, und ein Freudengeschrei erhob sich, als er ihnen — wie er uns dann in seinem gebrochenen Englisch mit lebhaftem Geberdespiel übersetzte — mittheilte, dass ein grosses Schiff mit weissen Männern da sei. „Meine Männer," fügte er hinzu, „freuen sich darüber, sie lieben die weissen Männer." Er bemühte sich auch in kluger Weise, zu veranlassen, dass die „Gazelle" näher seinem Dorfe ankern möchte, dort fände sie besseren Ankergrund und wäre geschützter vor Wind. Dies war wohl möglich. Weniger Vertrauen aber flösste seine Ver-

download unter www.zobodat.at

sicherung ein, er hätte einen Mann, der Wind und Regen machen könne; wenn er zu diesem spräche, so würden Wind und Regen nicht kommen. Wir wären ihm allerdings dankbar gewesen, wenn er das Wetter geändert hätte, denn es herrschte damals ein stürmischer und regnerischer Südostpassat. Allein auf seine Versprechungen hin wechselte unser Schiff seinen Ankerplatz doch nicht.

Ueber Balik's Wettermacher sind wir im Unklaren geblieben; von anderen melanesischen Inseln ist bekannt, dass dort gewisse Leute als Wetter- und Krankheitszauberer in unheimlichem Ansehen stehen. Ueber die religiösen Vorstellungen jener Leute war bei dem kurzen wechselnden Aufenthalt des Schiffes an den einzelnen Plätzen und dem Mangel an Kenntniss der Landessprache überhaupt nichts Näheres zu erfahren. Ihre Todten beerdigten sie und über den Gräbern wurden dann auf Pfosten ruhende Strohdächer aufgestellt. Einmal wurde auch ein Tempel, wie erwähnt, angetroffen, vor welchem Masken, allerlei Holzschnitzwerke, Schädel und andere Knochen von Menschen zusammengestellt waren. Der eine Schädel zeigte die Hirnschale eingeschlagen.

Der Wilde Balik und seine Leute gestanden es als etwas Selbstverständliches ein, dass sie Kannibalen seien. „Men in bush kai kai me, me kai kai men in bush", — die Buschleute essen uns und wir essen die Buschleute — sagten sie in einem Kauderwelsch aus englischen und papuanischen Worten. Sie führten nämlich Krieg mit den Bergbewohnern des Innern. Die gefangenen Feinde wurden an einem besonderen Orte verspeist, und Frauen waren dabei ausgeschlossen. Die Papuas glauben, durch den Genuss des Fleisches ihrer Feinde sich die tüchtigen Eigenschaften derselben mit einverleiben zu können.

Balik's Dorf wurde bei Tage wiederholt besucht. In etwa zwanzig verhältnissmässig ärmlichen Strohhütten lebten nahezu ebenso viele Familien. Die Frauen verbargen sich aber in den Hütten und wehrten Neugierigen den Zutritt. Die Männer hatten nur ausnahmsweise mehr als je ein Weib. Die Kinder kamen ohne Scheu herbei und waren ganz zutraulich. Ein junger Mann war so begeistert von unserem Besuche, dass er einen Officier zärtlich umarmte, trotz einigem Widerstreben des letzteren. Man musste bei dieser komischen Scene doch an den Menschenfleischappetit der braunen Herren denken.

Mancherlei Hautausschläge, die ihre Leiber zeigten, konnten die Sympathie auch nicht vermehren. Auch den echten Aussatz bemerkten wir hie und da.

download unter www.zobodat.at

Diebisch, wie die Bewohner Neu-Hannover's, zeigten sich Balik's Leute nicht. Auf Neu-Hannover aber kamen wahre Taschendiebgaunereien vor. Ein Wilder z. B. fesselte die Aufmerksamkeit eines Officiers, indem er auf einer Art Maultrommel spielte — es gab dort nämlich diese und andere einfache musikalische Instrumente überall, namentlich auch Pansflöten —; indessen versuchte ein zweiter dem betreffenden Officiere das Taschentuch, das zufällig sichtbar war, aus der Tasche zu stehlen. Als das Attentat von dem Begleiter des Officiers, einem langen Friesen, bemerkt und mit einer kräftigen Ohrfeige geahndet war, lachten die anwesenden Eingeborenen unbändig, während die Diebe sich aus dem Staube machten. Die Strafe schien also bei den Insulanern Anerkennung zu finden. Auch vom Schiffe versuchte man einiges zu entwenden. Beim Sammeln von Naturgegenständen u. dergl. war man genöthigt, sich von einem bewaffneten Matrosen begleiten und überwachen zu lassen, um nicht von den zudringlichen Wilden beraubt zu werden. Doch brachten sie zuweilen auch Naturgegenstände, wie Pflanzen, Schmetterlinge u. dergl., aus freien Stücken und boten dieselben uneigennützig an.

In Balik's Dorf sahen wir Feuer anmachen. Es war die bekannte Methode des Reibens von Hölzern aneinander: ein Mann sass am Boden und hielt mit einem Bein ein grösseres flacheres Stück weichen trockenen Holzes fest; mit beiden Händen setzte er einen etwas zugespitzten Stab von härterem Holze schräg auf jenes auf und rieb dann mit rascher kräftiger Bewegung eine Rinne ein. In einigen Sekunden glimmte das durch's Reiben entstandene Holzmehl, so dass dürre Blätter daran entflammt werden konnten.

Gekocht wurde hier mit heissen Steinen in Erdgruben, wie in Polynesien, aber auch an offenem Feuer geröstet, z. B. Fische und Bananen. Als Wasserbehälter waren Kokosnussschalen in Gebrauch, gebranntes Geschirr wurde auf diesen Inseln nicht bemerkt.

Die für die Inseln Neu-Britannien und Neu-Irland gebräuchlichen Namen Tombara und Birara kannte man an den von uns besuchten Plätzen derselben nicht, wahrscheinlich kommen sie nur lokal vor. Soviel zu erkunden war, wechselteu die Namen für die Inseln in verschiedenen Gegenden derselben. Die einzelnen Stämme sprachen verschiedene Dialekte, wenn nicht Sprachen. Kunstprodukte, z. B. Maskenformen, der einen Oertlichkeit waren an einer anderen auf derselben Insel, es war Neu-Irland, ihrem Ursprunge nach unbekannt.

Mehrfach sahen wir Anzeichen von der feindseligen Stellung benachbarter Stämme an der Küste gegen einander. Und zwischen

download unter www.zobodat.at

Berg- und Küstenbewohnern herrschte, wie bemerkt, ein dauernder Guerillakrieg. Balik und seine Leute wenigstens wagten uns nicht einmal ein paar hundert Schritte weit in die Bergwildniss am Carteret-hafen zu begleiten, aus Furcht vor den „men in bush", und wiesen dabei auf tiefe Narben an ihren Leibern, die sie von den Speerwürfen ihrer feindlichen Nachbarn zurückbehalten hatten. Danach kann man sich die socialen Verhältnisse auf jenen Inseln nur als sehr traurige vorstellen. Balik's Macht schien unbedeutend zu sein. Vermuthlich war er nur Vorkämpfer im Kriege. Besondere Ehrerbietung wurde ihm von seinen Landsleuten nicht erwiesen. Einige derselben sprachen ihr Englisch noch besser als er. Sie hatten zum Erstaunen viele Worte der fremden Sprache im Gedächtniss, obschon der Besuch fremder Schiffe dort kein häufiger sein kann. Der Verdacht unsererseits, dass früher Sklavenhändler auch hierhin gekommen seien, konnte nicht weiter begründet werden.

Häufiger sind solche Menschenräuber aber nach der benachbarten Inselgruppe, den Salomonsinseln, gekommen. Dort war die „Gazelle" einen Tag lang, auf Bougainville, einer noch fast ganz unbekannten Insel dieser Gruppe, von dem französischen Seefahrer Bougainville vor 100 Jahren entdeckt. Es fand nur ein kurzer Verkehr mit den Eingeborenen statt, die aus weiterer Entfernung in einem grösseren mit 15 Mann besetzten Kriegsboot an das Schiff herankamen. Diese Insulaner sahen höchst misstrauisch aus. Sie waren wieder dunkelfarbig, wie die Neu-Guineer, und führten Bogen und vergiftete Pfeile.

Die Natur der Papua-Inseln stellte sich hier in der ganzen Fülle ihrer tropischen Pracht dar, die über 15 geographische Meilen lange Insel Bougainville ist von einem majestätischen Gebirge durchzogen, das an beiden Enden in 2000—3000 Meter hohen bewaldeten Bergmassen gipfelte; im Centrum der Kette aber erhob ein Vulkan seinen grauen kahlen Kegel, der eine mächtige Rauchwolke ausstiess, über grünen niederen Bergen. Ausgedehnte dichtbewachsene Niederungen, wohl meist gehobener Korallenfels, trennten das Meer von den Bergen. Der Saum dieser Wälder in der Nähe des Schiffes war eigenartig schön und prächtig. Am Strande wiegten schwermüthig blattlose Kasuarinen (aus Australiens Flora), Trauerweiden ähnlich, die schachtelhalmartigen Zweige im leisen Lufthauche. Weithin breiteten daneben die den Myrtengewächsen zugezählten Barringtonien ihre Aeste mit den grossen Laubblättern aus, geschmückt mit rosenähnlichen herrlichen Blüthen, riesigen Apfelbäumen zu vergleichen. Dort war ein Hain,

download unter www.zobodat.at

mächtiger Feigenbäume, Stämme und Aeste mit Farnkraut, Bärlappgewächsen, Orchideen, Aroideen (Philodendron) und anderen auf Bäumen lebenden, kletternden, schmarotzenden Pflanzen umwachsen und bewachsen. Darunter und dazwischen aber war noch ein zweiter Wald der zierlichsten Art emporgewachsen, den kleine mit rothbeerigen Trauben behangene Palmen und dunkelblätterige Cycadeen bildeten. Am Waldsaume schwebten im majestätisch langsamen Fluge handgrosse prächtig schöne Schmetterlinge, und auf den Korallenbänken im Meereswasser daneben zwischen den wundervollen Gebilden dieser Steinthiere schwärmten Fische in der krystallenen Fluth, von einer Farbenpracht, welche der der Schmetterlinge am Walde nichts nachgab.

Es waren herrliche Bilder und Scenerien von einer Fülle von Licht bestrahlt, die dort überall das Auge bezauberten. Aber der Mensch genoss sie nicht ungefährdet. Denn jene Gegenden sind reich an fieberbrütenden Sümpfen. Auch unter den Papuas hatten wir wiederholt Fieberkranke gesehen. Und in den niederen sumpfigen Küstengegenden waren sie schwächer gebaut und elender aussehend erschienen, als an trockneren und luftiger gelegenen Orten.

Einige Monate später besuchte die „Gazelle" diejenigen Papua-Inseln, auf welchen diese Race die grösste gesellige und geistige Entwickelung entfaltet hat, nämlich die Fiji-Inseln. Die Bewohner derselben verdanken ihre höhere Kultur zum Theil dem Verkehr mit ihren hochbegabten polynesischen Nachbarn, den Tonganern. Doch sind sie entschieden auch von Natur geistig sehr regsam.

Der hervorragendste Mann unter ihnen ist der frühere Fiji-König Thakambau. Er wird zu den bedeutendsten Männern in der Südsee gezählt. In seinen jungen Jahren hat er sich in tapfer geführten Kriegen, mit Gewalt und Verschlagenheit, zum Oberherrn über den grössten Theil der Inselgruppe zu machen gewusst, und die erlangte Herrschaft vielerlei Fremden gegenüber — den Tonganern nämlich, den Bergvölkern des Innern und den Weissen — lange Zeit behauptet. Thakambau war aber klug genug, einzusehen, dass er der Macht der civilisirten Völker nicht würde dauernden Widerstand leisten können. Längere Zeit begünstigte er deren Missionsbestrebungen, und endlich trat er auch zum Christenthume selbst über. Durch ungerechte Ansprüche von Seiten der Amerikaner, die mit den Waffen unterstützt wurden, bedrängt und zu immer grösseren Geldopfern gezwungen, um angeblich von seinen Unterthanen an Weissen verübte Gewaltthätigkeiten zu sühnen, bot er Königswürde und Reich schliesslich den Ausländern an, und erfolgte im Jahre 1874 die formelle Abtretung

download unter www.zobodat.at

der Fiji-Inseln an England, das dem abgedankten Fürsten nun ein Jahresgehalt zahlt.

Es wurde ihm in Mbau, seinem Wohnort, von Seiten des Commandanten und einiger Officiere und Gelehrten der „Gazelle“ ein Besuch abgestattet, der für die Betheiligten von besonderem Interesse war. Von Levuka aus, der Stadt der Weissen auf Ovalau — einer der kleinen Fiji-Inseln — fuhr man nach Viti-Levu hinüber. Viti-Levu ist die eine der beiden grossen Inseln der Gruppe. Dort liegt an der Mündung des ansehnlichen Rewa-Flusses auf einem Inselchen die Fijistadt Mbau. Der Weg dahin führte das Boot nur kurze Zeit in die offene See hinaus, stundenlang blieb es zwischen den ausgedehnten Korallenriffen, welche die Inseln umsäumen. Meilenweit sich erstreckende Wälle, von den Wogen aufgethürmt, aus Korallenblöcken, mit dem weissen Brandungschaume daran bezeichneten die Grenze zwischen dem dunkelblauen Wasser des tiefen Oceans und den glänzend hellblauen oder hellgrünen Binnengewässern über den Korallenfeldern. Tiefere Kanäle führten hierdurch der Flussmündung zu. In der Ferne thürmten sich über fruchtbarem grünen flachen Vorlande die hohen zackigen Berggipfel des Innern von Viti-Levu empor.

Mbau sieht wie ein stattliches Dorf aus. Durch einige breite Strassen, dann über einen Platz, auf dem die Wesleyanische Mission eine kleine Kirche baut, ging es zu dem Gehöft Thakambau's. Die Gebäude dort waren ansehnlicher als die Strohhütten der Stadt, bis 40′ hoch, das Dach mit Palmstroh sauber gedeckt; sie lagen innerhalb eines abgezäunten Raumes und bildeten die Wohnungen für Thakambau, seine Familie und Wirthschaftsgebäude. Die Wand der Gebäude ist auch mit Palmstroh ausgefüllt und mit Laubwerk bekleidet. Den grössten Theil des Inneren von Thakambau's Wohnung nimmt ein einziges Gemach ein, dessen Decke vom Hausdach gebildet wird. Starke Holzstämme tragen das Dach und dazwischen unterstützen es noch schwarze zierlich benarbte Farnbaumstämme. Einen weichen Fussboden bilden saubere Matten, über trockene Palmwedel ausgebreitet.

Dienerinnen führten uns, gebückt durch den Saal vorangehend, zu Thakambau's Frau, die unter einer Art Baldachin aus Tapatuch auf erhöhten Polstern sass. Thakambau selbst war zunächst abwesend.

Die Königin war eine alte starke Dame. Das krause Haar trug sie nach Fiji-Art kurz geschnitten und den Oberkörper bis zu den

download unter www.zobodat.at

Hüften entblösst. Die Dienerinnen dagegen gingen in weisses Baumwollenzeug gehüllt, wie es die christliche Sitte gebietet. Thakambau's Frau soll aber nicht zum Christenthum übergetreten sein. Unter des Königs Schwiegertöchtern war eine Polynesierin, von den Tongainseln, die den Unterschied der beiden Racen hübsch veranschaulichte. Sie gefiel uns mit ihrem lockigen Haar, dem helleren braunen Teint und der feineren Gesichtsbildung weit besser als die krausköpfigen Fiji-Frauen.

Thakambau's Frau zeichnete sich aber durch würdevolles und zugleich verbindlich feines Benehmen ihren Gästen gegenüber aus, wie überhaupt die Bewohner der Fiji-Inseln durch gesellschaftlichen Anstand auffallen. Sie liess uns Stühle setzen und Kokosnussmilch in den Schaalen der Nuss zur Erfrischung reichen.

Bald trat auch der Tui Viti selbst ein, der frühere Beherrscher dieses fernen Reiches, ein würdiger 70jähriger Greis, eine noch kräftige aufrechte Gestalt von über 6' Höhe mit markigen Gesichtszügen, ein wahrer Patriarch anzuschauen.

Er trug ein Gewand aus weissem Baumwollenzeug. Freundlich ernst begrüsste er uns und erkundigte sich durch den uns begleitenden deutschen Consul, der das Fiji sprach, nach dem Schiffe und nach unserem Vaterlande. Er war wohl unterrichtet, hatte schon ein deutsches Kriegsschiff besucht und warmes Interesse für unsere Marine wie für Deutschland bewahrt. Einige Tage später besuchte er auch die „Gazelle".

Es wurde dann eine Schiffswerfte der Eingeborenen besichtigt, namentlich ihre merkwürdigen Doppelkähne, auf welchen sie weite Seereisen machen. Den Sonnenuntergang genossen wir von einem Hügel aus; ein hübscher Blick öffnete sich oben über die grünen bebauten Fluren des Rewa-Deltas, weiterhin, und in der Nähe über die Taro- und Zuckerfelder unseres Wirthes. In seiner Jugend soll er aber auf dieser Höhe gräuliche Kannibalenfeste gefeiert haben.

Später wurden wir mit Thee, Taro und Fischen bewirthet. Wir sassen ordentlich zu Tisch. Thakambau aber speiste nach uns auf der Erde kauernd, und ihm folgte in gleicher Weise seine Frau. Nach Beendigung der Mahlzeiten der Fürstlichkeiten klatschten die zuschauenden Diener jedesmal dreimal in die Hände, nach altem Fiji-Brauch. Danach hielt ein Tonganer den Abendgottesdienst, ein Lehrer und Zögling der Mission auf den Tongainseln. Er las einen Bibelabschnitt in Fijisprache und sprach dann ein kurzes Gebet, in dem auch der fremden Gäste gedacht wurde. Die dabei lang auf den

download unter www.zobodat.at

Matten in betender Lage ausgestreckte riesige Gestalt des Greises, die dunkelfarbigen Menschen in ihren langen weissen Gewändern boten ein eigenthümlich ergreifendes Schauspiel. Am anderen Morgen verliessen wir das gastfreundliche Haus, nicht ohne noch Erfrischungen auf den Weg mit bekommen zu haben.

So nahmen wir die beste Meinung mit uns von dem hervorragendsten Manne der Papua-Race. Aber auch über die ganze Race hatten Manche von uns ihre Ansichten geändert. Sie hatten eingesehen, dass die Papuas ein Theil der menschlichen Wesen auf unserem Planeten sind, die, weit entfernt, sogen. Wilde zu sein, eine gewisse, wenn auch nicht sehr hohe Stufe von Kultur erreicht haben und bei ihrer geistigen Begabung zu weiterer Entwickelung der verschiedenen Lebensäusserungen wohl befähigt erscheinen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Jahresbericht der Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften in Gera

Jahr/Year: 1878-1883

Band/Volume: 21-26

Autor(en)/Author(s): Naumann Ferd.

Artikel/Article: Ein Besuch bei den Papuas. 194-215